

Die Vikerin des Konsums - eine mögliche Quartiererzählung

Wir sind ein fortschrittliches Quartier oder sagen wir, ein fortschreitendes. Was da ist, genügt uns nicht. Bald werden wir jedes Plätzchen mit Nützlichkeit aufgefüllt haben -verdichten heisst das in der Fachsprache, denn wir sind ziemlich gebildet. Bald wird man bei uns nicht mehr aus dieser Verdichtung heraussehen können, sie wird künftig jede Wohnung mit einem Terminal versehen, der einen künstlichen Ausblickskanal enthält. Das Rundblickprogramm zeigt grundsätzlich Grosswetterlage «Uetliberg hell», für den exotischen Bedarf findet sich links der Quartierperspektive ein scharfes indisches Restaurant (yes, very very hot) und rechts das chinesische, noch im Kommen begriffen, das jede Gemütslage zwischen sweet & sour bedient, (verstehst sich, dass die Begriffe sich je nach Quartierstandpunkt verschieben). Wir sind versorgt und wir entsorgen, das wird schon an der neuen Phalanx von Containern sichtbar, die unsern Konsumentenbedürfnissen vorgelagert wurden, Vorhut des Reduit 2001: Kriegsarsenal für friedliche Zwecke, ja, ja natürlich, gewiss: Recycling. Wir sind bedient, denn wir werden beschickt, bestückt. Ob wir wollen oder nicht.

Wir wollen, die meisten jedenfalls, sonst geht es uns wie der armen Roswitha G., an der Lägerstrasse wohnhaft gewesen, von der noch die Rede sein muss.

Wir sind ein Quartier, das die höchsten Durchschnittsansprüche befriedigt, wir haben zwei Quartierläden, die mit Tante-Emma-Läden unwürdig beschrieben sind, dazu die Wahl zwischen der Migros, dem Coop und dem Reformhaus, es bedienen uns je zwei Grossisten mit Getränken und Broten, mit oder ohne Holzofengeschmack, dazu kommen eine ganz persönliche Metzgerei und eine ausgesucht spezielle Conditorei. Eine kulinarisch-gastronomische Infrastruktur, die das Anspruchsniveau beflügelt.

Wir sind weitherum für kulinarische und moralische Toleranz bekannt, wir führen ein Postnouvelle-Restaurant und einen Spunten, dazu ein arabisches Take away, mit Schuarma und Falafel. Sogar die Mafia hält sich bei uns ein florierendes Imbissunternehmen, da die Mafia bekanntlich die besten Pizzas macht. Auch auf dem Non-food-Sektor befriedigt unser Quartier die höchsten Durchschnittsansprüche. Wir haben ein ansehnliches Angebot von Sinnerfängerlokalitäten, zum Beispiel Workshops für do-it-yourself und machs-doch-sälber, für Krisenabhängige und Freizeitfrohe, Gewerk- und Genossenschaften, Vereine und Lüüt, Parteien und Kirchgemeinden, Gemeinschaftszentren und Freizeitanlagen. Fast möchte man sagen, wir hätten alles, denn unser Angebot läutert jede Art von Aktiv-Sein bis zur notorischen Jugendlichkeit, und das ist die meiste. Ausgenommen die Jeunesse doree, dafür sind wir zu wenig young & urban. Unser Quartier ist bevölkert von dem, was man die Willensjugendlichkeit

nennen könnte (analog unserer Willensnation), von den Junggebliebenen und Altersjugendlichen, Jugendbewegten und Berufsjugendlichen, und natürlich von den Nochnichtalten und Immerwährenden. In unserem nachmodernen, fast urbanen Quartiercafe mit Blick auf eine beinahe pariserisch wirkende Banlieue, die sogar manchmal echte Clochards enthält, wird jeder Rentner ab fünfunddreissig mit einer Kreativkapazität ausgestattet, die ihn versöhnt für die Bürden des Alltags in der Alternative.

Wir haben in unserm Quartier ein Anliegen, grundsätzlich ein Anliegen, wir sind ein Quartier mit hoher Bedürfnisdichte. Das ist freilich ideeller Natur, ausgenommen für Fifi und Büsi, die sehr wesentliche, sehr eminente Quartiermitglieder sind. Fifi darf jetzt. Falls er richtig gesinnt ist und grüñgeht, beziehungsweise sein Frauchen/Herrchen das Bedürfnisergebnis in der speziell dafür entwickelten Grünbox deponiert. Sonst würde es bei uns zu sehr nach Kompost riechen, nach dem Kompost der allgemeinen Konfliktfröhlichkeit, die unser Hauptbedürfnis ausmacht. Die Bedingung zu einem fruchtbaren Prozess, den wir hier durchmachen, ist die individuelle Bedürfnisdichte jeder einzelnen Wohnstrasse im Zustand der Möglichkeit, das heisst im Nochnicht. Das Prinzip Bedürfnis ist die Bedingung zur Quartierauglichkeit im Kreis 10, unserm Kreis. Wer keins hat, braucht eins. Es sollte laut und deutlich ausgedrückt und dann in die Scheunen der Konfliktfröhlichkeit eingebracht werden, um anschliessend durch das Nochnicht zu zirkulieren und schliesslich ins Meinungsreservoir zu fliessen, am besten beim Schulhaus vor dem Abstimmungssonntag, in dringenden Fällen werktags auf der Westtangente. Das war wohl das Verhängnis der armen Roswitha G. Dass sie keinen Fifi oder kein Büsi hatte, was für das natürliche Konsumverhalten von Wichtigkeit ist. Es wäre vielleicht bei ihr besser entwickelt worden, und sie, Roswitha G., die arme, hätte einen ändern Verlauf genommen und nicht so geendet, wie sie schliesslich geendet hat.

Vom Lebensmittelverein, der jetzt etwas zügiger Coop heisst, ist es ein Katzensprung zu Pick & Pay, für die, die noch etwas vergessen haben fünf vor halb sieben, und falls dieses leider verbreitete Kurzshopping Flecken gibt, wenn etwa so eine Fertigdose ein Leck hat, liegt nebenan die Goldstückreinigung und vis-à-vis die Apotheke mit der rührigen Frau Doktor, die mit ihrer Meinung nicht hinterm Berg hält, da kann man nicht mit irgendeiner Hysterie aufwarten, die macht ihr keinen Eindruck, in der Bedarfs- und Begriffsfestigkeit, die unser Quartier ausbildet. Von ihr führt der Weg direkt zur Filiale des sozialen Kapitals, hier nimmt es Rücksicht und hat das Sortiment direkt auf eine mögliche multikulturelle Gesellschaft, die sich in unserm Quartier herausbildet, ausgerichtet.

Das Verhängnis von Roswitha G. war wohl, dass sie anspruchslos war, ohne bescheiden zu sein, sie war in einem Grade bedürfnislos, der an Konsumverweigerung grenzt, und das geht nicht in unserm Quartier. Die Bedürfnisdichte ergibt die Quartierauglichkeit. Roswitha G. wurde ein Fall, genau gesagt, ein Präzedenzfall für die Disfunktion zwischen Bildung und Einkaufsverhalten, die in einer empirischen Studie festgemacht werden sollte. Sachbearbeiter Dr. Modelmann wurde persönlich vom Forschungsausschuss des National-

und dass Roswitha G. ihn wegen des auffallend schwarzen Haars für einen Betrüger gehalten haben könnte. Ja, so muss es sich abgespielt haben, das finden auch Frau Eiderbenz aus dem vierten Stock im Haus nebenan sowie Frau Abdermut im zweiten des Hauses vis-à-vis, so muss es gewesen sein: Roswitha G. empfängt einen unverhofften und in diesem Fall gewiss ungebetenen Gast, obschon sie Männerbekanntschaften nicht durchwegs abgeneigt ist, denn so eine war sie denn doch nicht, doch sie misstraut Dr. Modelmanns Vorhaben, da sie nicht weiss - wie wir jetzt in diesem Stadium der Ermittlungen wissen, - dass Dr. Modelmann Konsumneheiten jeglicher Couleur im Selbstverfahren zu testen pflegte. Zu dieser Zeit, als Roswitha G.s Fall akut wurde, trug er, wie der Hauswart bestätigte, eine pechschwarze, ondulierte Perücke, die vom Ausländeramt empfohlen wurde zwecks Neutralisierung des Fremdländischen im urbanen Erscheinungsbild der Schweiz.

Sie sucht ihm zu entkommen und begibt sich, unter dem Vorwand, noch einkaufen zu müssen, in den Coop, wo sie in Wahrheit den Schutz der Einkaufsgemeinde sucht, ja, so muss es sich zugetragen haben, sie stolpert am Eingang beinahe über den freundlichen Filialleiter, der in seinem weissen Übermantel eine administrative Souveränität ausstrahlt, die ihr, Roswitha G., in diesem Moment engelhaft hilfreich erscheint, so dass sie ihm, über die Obstkisten hinweg, die er wie üblich geschäftig über die Köpfe der Kundschaft befördert, beinahe in die Arme fällt. Der Filialleiter führt sein Lokal wie ein permanentes Freundschaftsangebot, so dass er mit seiner Leibgarde von Kassiererinnen, die wie spätbürgerliche Wirtschafterinnen in ihren Zahlungskabinen thronen, als sei der Coop ihr persönlicher Haushalt, in bestem Einvernehmen steht; ein Kapitän der Kollegialität, für Roswitha G. jetzt eine Lichtgestalt der Tüchtigkeit; die verdunkelt sich freilich nach hinten, im Ladeninnern, und unter dem Neonlicht der Auslagen machen die Treibhausgemüse in ihren Verkaufsbeeten schlapp. Roswitha G. ist das gerade recht, sie interessiert sich in ihrem Einkaufswahn, der nun, in der Not, von ihr Besitz ergreift, nicht für die Qualität des Produktes, sie hat sich entschlossen, sich in den Pfründen des Konsums zu verbarrikadieren, ja richtig, sie baut mit einem Einkaufswagen eine Barrikade auf, sie stapelt Vakuumpakete, türmt Fertigbeutel auf Instantbüchsen, schichtet Gemüse und Früchte auf, die sie nicht essen wird, geschweige denn konsumieren, ihr sinnloses Shopping ist ein Akt der Selbstverteidigung; sie verbaut sich mit angeblichen Lebensmitteln, die nun einen drastischen Realitätsgrad des Ausdrucks erreichen: Es geht ums physische Überleben. Roswitha G. hat Angst, sie fürchtet sich vor der Fortsetzung dieses Abends am 15. November 1994, der ihrer Selbstbestimmung vollständig entgleitet, ja so muss es gewesen sein, Frau Niderbipp soll sie noch gesehen haben, schwächling hinter dem Einkaufsgebirge. Der Wagen schwappt über vor fluoreszierenden Aktionsangeboten, farbkreisendem Preisabschlag und flunkernden Sofortdesserts, Roswitha G. bewegt sich in Deckung eines turmhohen rollenden Disneylands des Verzehrs; sie ist mittlerweile in der Metzgerei angelangt.

In der Metzgerei herrschen Männer, ausländische Männer, die ihre Tüchtigkeit an grossen Messern wetzen, so dass man versucht ist, an Stammeskriege zu denken, aus welchen die

Metzger noch rechtzeitig in einen zivileren Beruf geflohen sind, sie sind noch immer von weither, obschon lange ansässig, berufsmässig schneidig, mit den kräftigen Händen, die geübt zugeben und schneiden, was sie per Augenmass wägen; das geht hier tüchtig vor sich, das sind Berufsmänner, patent und von einer glutäugigen Fremdheit, die Roswitha G. in ihrer Angst noch mehr verwirrt haben muss, da sie riesige Fleischmassen kauft und zehn Kilo Knochen zum Auslassen und schliesslich noch Innereien und Leber als Delikatesse für eine Katze, die sie nicht hat, sie kauft und kauft, um im Schutz des flirrenden Lichtes zu bleiben, in der allgemeinen Geschäftigkeit, und sie muss sich ausgerechnet haben, wenn sie, was mit Sicherheit der Fall sein würde, zu wenig Geld hatte, so war sie verpflichtet, mit dem Filialleiter ein Abkommen zu treffen und vielleicht, ja, würde er, die Lichtgestalt der Neutralität, sie auf irgendeine Weise retten, vor dem Austritt ins Dunkel, vor dem Draussen bewahren für längere Zeit. Und doch würde der Moment der Schliessung kommen, und sie würde in das Inferno des Unwegsamen und Unwägbaren fallen in der Düsterteit einer nasskalten Novemberrnacht. «Bitte zur Kasse», Roswitha G. ergreift im Vorbeigehen noch eine Familienpackung Waschmittel (phosphatfrei) und in der anfallenden Umnachtung eine Giantpackung Baby pampers, so muss das gewesen sein. Sie geht zur Kasse, wo unterdessen die Lichtgestalt selber sitzt, die ändern Kassen sind bereits geschlossen, der Einkauf beläuft sich auf 520 Franken und 95 Rappen, was Roswitha innerlich beruhigt haben muss, da sie, wie wir annehmen können, glaubte, der Filialleiter würde sie retten. «Ich habe nicht genug Geld», sagte sie in der Überzeugung, der Retter würde sie rügen und ins Hinterzimmer bitten, um ihre Personalien aufzunehmen. «Ach, das macht nichts, zahlen Sie morgen, wir müssen jetzt schliessen», sagte die Lichtgestalt hinter der Kasse und rechnete weiter, ohne von ihrer Verdammnis Notiz zu nehmen.

Ja, so nahm das Verhängnis seinen Lauf, so muss es gewesen sein. Sie hat ihn wohl draussen stehen sehen, den Verfolger, Dr. Modelmann - so stellte sich später heraus -, der realisiert hatte, dass sie überfordert war und ihr hatte helfen wollen, so muss es sich abgespielt haben, man stelle sich vor: sie ist allein, draussen ist es dunkel und nieselt, und sie erkennt Dr. Modelmann, den vermeintlichen Unhold vor der Tür. Weit und breit ist kein anderer Mensch zu sehen.

Er hat mittelschwere Kopfwunden davongetragen, sie muss heftig auf ihn eingetrommelt haben, mit dem Waschmittelpaket, das hat sie ihm wohl über den Schädel halbiert, und anschliessend hat sie ihn mit dem Giantpaket Pampers traktiert. An der Perücke, die man zehn Meter weiter über dem Zebrastrreifen vor dem Kiosk gefunden hat, klebte noch Füllstoff, ein gerissenes Lafael versprach hohe Saugkraft. Er liegt noch immer in der neurologischen Abteilung des Kantons-spitals.

Von Roswitha G. wissen wir nichts, bis dato. Frau Niederbipp behauptet, sie hätte den Freitod gewählt, wir halten das für übertrieben, unsere Konfliktfähigkeit im Quartier würde so einen Fall durchaus verkraften können. Die Bedürfnisdichte ist einfach über den Verstand dieser armen

Frau gegangen. Es gibt schlimmere Fälle, wir hier, in unserm konfliktfreudigen Quartier, haben alles Verständnis und würden so einen Fall gern an die Brust drücken. Nur muss man das wollen, wirklich wollen, sich hingeben an die eigene Ohnmacht, man muss die eigene Hilfsbedürftigkeit erkennen, erkennen wollen, und im Fall der armen Roswitha G. hat es nicht ganz dazu gereicht, und so ist von ihr nur unser Bedauern übriggeblieben.